

## Zum Gedenken an Romano Guardini an seinem 140. Geburtstag

Die Zeit vergeht immer schneller — das sagen inzwischen auch immer mehr junge Leute. Kein Wunder: Internet, Smartphones und soziale Medien haben das Tempo unseres Lebens rasant erhöht. Was zehn Jahre her ist, scheint manchmal schon einer anderen Epoche anzugehören. Kann sich noch jemand erinnern? Unter diesen Umständen ist es eine wirkliche Herausforderung, eines Mannes zu gedenken, der vor 140 Jahren geboren wurde: Romano Guardini. Kann es ernsthaft sein, dass ein Mann, der im vorgegangenen Jahrhundert geboren wurde, uns noch etwas zu sagen hat? Oder müssen wir einräumen, dass das historische Interesse der Kirche an bestimmten Zeiten und Gestalten vielleicht aller Ehren wert ist — aber auch Teil des Problems, dass sie in unserer Gegenwart immer weniger Menschen erreicht?

„Zwei Feinde haben wir: Auf der einen Seite den sich selbst aus der Hand gleitenden Freiheitswillen, der zum Subjektivismus wird und alle Gültigkeit zerfallen macht — auf der anderen Seite einen Ordnungswillen, der an der Freiheit verzweifelt und sich in die Gewalt wirft.“<sup>1</sup>

Präzise und aktuell wirkt diese Analyse. Hier zeigt sich Guardinis Fähigkeit, geradezu seismographisch gesellschaftliche Entwicklungen zu spüren, den Menschen auf seinen Grund hin zu befragen und — mit aller gebotenen Vorsicht —, Impulse zu geben. Guardini, von Geburt Italiener, aufgewachsen in Mainz, lernte früh mit Spannungen zu leben. 1910 wurde er in Mainz zum Priester geweiht. So blieb er in Deutschland, als seine Familie nach dem Ersten Weltkrieg nach Italien zurückkehrte. Er schlug die wissenschaftliche Laufbahn ein und war doch in ihr nicht recht zu Hause, bis er 1923 einen Sonderlehrstuhl in Berlin bekam, so dass er „Katholische Weltanschauung“ lehren konnte, eine Aufgabe, die er — unter der Bezeichnung „christliche Weltanschauung“ — 1945 an der Universität Tübingen und 1948 an der Universität München fortsetzte, bis er 1962 in den Ruhestand trat. 1968 starb er im Alter von 83 Jahren.

In seinem universitären Wirken und in seiner Arbeit in der katholischen Jugendbewegung analysierte er den Menschen mit ungewöhnlichem Scharfblick. Durch die Gegebenheiten der jeweiligen Zeit hindurch nahm er immer wieder das Grundsätzliche, die wahre „*conditio humana*“ in den Blick. Die Spannung zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Gemeinschaft und Individualität erkannte Guardini in der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts. Schon in jenen Jahren trieb ihn auch die Veränderung des Menschen durch die anwachsende Technik um. Bleibt der Mensch menschlich? Bleibt er den Möglichkeiten und Herausforderungen durch die Technik gewachsen? Überlegungen, vor 100 Jahren angestellt, die heute als prophetisch gelten müssen — auch und gerade wenn man mit dieser Bewertung sparsam umgehen sollte.

In diesen Spannungen erkannte Guardini die Bauweise des Menschen — wenn man so sagen darf —, der immer in lebendigen Gegensätzen lebt, in der Spannung zwischen Polen, die einander tragen und so doch auch ermöglichen. Jene Schrift „Der Gegensatz“ erschien vor 100 Jahren. Guardini wusste, dass Einseitigkeiten, aber auch der Versuch, dauerhaft und künstlich in der Mitte zu bleiben, nicht menschengemäß sind. Und er erkannte, lehrte und lebte, dass der Mensch in

---

<sup>1</sup> Romano Guardini, Pluralität und Entscheidung, in: Sorge um den Menschen, Bd. 1, Mainz, Paderborn 1988, 131—152, hier: 151.

diesem Suchen und Ringen ein Fundament braucht, das er sich selbst nicht geben kann, das seine Freiheit nicht einschränkt — wie man heutzutage glauben möchte —, sondern erst ermöglicht. Andernfalls versinken wir in einer Welt alternativer Fakten oder sogar alternativer Realitäten, überwältigt von technischen Möglichkeiten, die wir selbst geschaffen haben. Freiheit gedeiht, wo ich Bindung annehme, weil ich nur so wachsen und gedeihen kann wie eine Pflanze, die Wurzeln bildet, weil ich nur so zeigen kann, was in mir steckt — und das ist die höchste Form von Freiheit.

Natürlich war für Guardini dieses Fundament nicht einfach eine Erkenntnis, eine Zusammenfassung bestimmter satzhafter Wahrheiten, sondern der lebendige Gott, der um unsererwillen Mensch geworden ist. Guardini war und blieb immer Theologe, Glaubender, der Einsicht sucht — frei nach Anselm von Canterbury —, auch und gerade da, wo er philosophisch arbeitete, wo er Mensch, Gesellschaft und ihre Bedingungen zu verstehen versuchte. Theologie musste für ihn immer auch Welt-Anschauung sein, ganz wörtlich. Es geht darum, die Welt zu sehen und den Menschen darin: sein Ringen um Freiheit, sein Suchen nach Sinn mitten in den Umbrüchen der Zeit. In den Spannungen und offenen Fragen, auf die der Mensch so trifft, gibt es Raum für den lebendigen Gott, der sich uns in Jesus zeigt, und für den Glauben an ihn. So entsteht in Guardinis Leben und Denken eine Vorschule des Glaubens, ein Ort, an dem Glaube auch für den Menschen unserer Zeit einsichtig und vielleicht auch möglich wird. Das Entscheidende seines Lebens ist für den Menschen doch immer Geschenk, das er sich selbst nicht machen kann und das auch die Möglichkeiten seiner Mitmenschen übersteigt. Und wer sollte der Geber aller Gaben sein — außer dem, der selbst weiß, was es heißt, etwas zu brauchen und zu entbehren, weil er selbst Mensch geworden ist?

Was also bleibt von Guardini? Bei aller Zeitbedingtheit, die natürlich auch seinem Werk anhaftet, bleibt doch sein Blick auf die Welt, der uns lehrt, genau hinzuschauen: auf den Menschen in seinen Herausforderungen und Spannungen zwischen Freiheit und Gemeinschaft, in seinem Neuaufbruch in einer mehr und mehr von der Technik geprägten Welt. Es bleibt das Zeugnis seines Lebens, auf das an dieser Stelle nur sehr am Rande eingegangen wurde und das im Rahmen des Seligsprechungsprozesses näher beleuchtet wird. Es bleibt die Weitsicht eines Mannes, der es nicht wie jene Schriftgelehrten machte, die König Herodes anfragte. Diese leiteten zwar aus der Tradition ab, dass der Christus in Bethlehem geboren wird, blieben aber zurück. Guardini machte es wie die Sterndeuter, die aufbrachen, um ihn dort zu finden — mit und dank der Tradition (vgl. Mt 2, 4–10). Er hielt weder eine weltfreie Theologie noch eine theologiefreie Welt für erstrebenswert. Das klingt vielleicht zu sehr nach einer Floskel, doch ein Blick in seine Schriften zeigt die konkreten Beispiele — man denke beispielsweise auch an die Sammelbände „Sorge um den Menschen“, „Unterscheidung des Christlichen“ oder an „Freiheit, Gnade, Schicksal“. Es lohnt sich hineinzuschauen!